

“Ich finde Monokulturen nicht sehr attraktiv”

Interview mit Christa Beermann, Demografie-Beauftragte im Ennepe-Ruhr-Kreis

Christa Beermann ist seit Ende 2007 Demografiebeauftragte im Ennepe-Ruhr-Kreis. Die 48jährige Diplom-Theologin und -Pädagogin hat über viele Jahre auf Bundes- und kommunaler Ebene Bildungs- und Sozialarbeit geleistet und als Coach gearbeitet. Vor ihrer Beauftragung als Demografiebeauftragte war sie zuletzt sechs Jahre lang Mitarbeiterin der Regionalstelle Frau und Beruf in Hagen/Ennepe-Ruhr.

Am 27. Oktober veranstalten Sie mit dem „Netzwerk W(iedereinstieg) Ennepe-Ruhr“¹ eine Tagung zum Thema “Vereinbarkeit von Beruf und Pflege”. Worum geht es?

Beermann: Diese Vereinbarkeit ist eine Herausforderung angesichts des demografischen Wandels. Wir haben immer mehr Menschen, die pflegebedürftig sind - schon weil es einfach mehr hochaltrige Menschen gibt. Viele Erwerbstätige unterstützen diese Älteren und versuchen, ihre Sorgearbeit mit ihrer Berufstätigkeit zu vereinbaren.

Warum ist das ein Problem?

Beermann: Das ist ein ähnlich großer Koordinations-Stress wie bei der Kindererziehung. Es gibt aber Besonderheiten: Der Bedarf an Pflege kommt manchmal schleichend, manchmal ganz plötzlich. Man weiß eben nicht, wie lange es dauern wird und wie es sich entwickelt. Und es ist ein belastendes Thema: Kinder wachsen, werden selbstständiger, man kann überall von den Kindern erzählen. Kranke Alte dagegen sind kein schönes Thema, sind tabuisiert, mit Stress belastet, mit Trauer verbunden. Wir wollen das enttabuisieren und Kolleg/innen, Chef/innen, Unternehmen dafür sensibilisieren.

Welche Unterstützungsmöglichkeiten gibt es schon im Kreis?

Beermann: Zunächst gibt es ja die Leistungen der Pflegeversicherung (das Pflegegeld z.B.) und die Möglichkeit einer zeitweisen Freistellung von Erwerbsarbeit. Dann haben alle neun kreisangehörigen Städte Pflegeberatungsstellen eingerichtet, die vom Fachbereich Soziales und Gesundheit des Ennepe-Ruhr-Kreis koordiniert werden und Betroffene und Angehörige zu Fragen rund um die Pflege informieren und beraten. Außerdem hat der Kreis einen Ratgeber für demenziell Erkrankte und ihre Angehörigen herausgegeben, es gibt die ambulanten Pflegedienste, die zum Beispiel auch Wohnberatung und hauswirtschaftliche Dienstleistungen oder Essen auf Rädern anbieten, und eine Serviceagentur vermittelt Aushilfskräfte in Haushalte. Nicht vergessen darf man aber auch die ehrenamtliche Unterstützungsangebote: vom Vorlesen über Einkäufen bis zum Wechseln der Glühbirne. Meist ist ja schon vor dem Erreichen der ersten Pflegestufe Hilfe notwendig, beim Arztbesuch oder bei den Mahlzeiten. Vieles davon lässt sich nicht leicht organisieren – auch, weil Söhne und Töchter gleichzeitig beruflich eingespannt sind. Am „leichtesten“ ist Pflege noch dann zu

¹ Das Netzwerk W(iedereinstieg) Ennepe-Ruhr ist eine Initiative für den Wiedereinstieg von Frauen in das Erwerbsleben. Es ist Teil der durch das MGFFI geförderten Landesinitiative „Netzwerk W“.

organisieren, wenn der Partner oder die Partnerin des/der Pflegebedürftigen bereits in Rente ist. Das kann auch sehr belastend sein, aber es gibt immerhin kein Problem der Vereinbarkeit mit dem Beruf.

Bei unserer Tagung haben wir vor allem die Doppelbelastungen derjenigen im Blick, die noch erwerbstätig sind – das sind in der Mehrzahl Frauen, die die Pflege zuhause übernehmen.

“Bevor die Frauen richtig eingestiegen sind, sollen sie schon wieder aussteigen”

Es gibt einen Rechtsanspruch auf Auszeit - aber ohne Bezahlung. Hilft das weiter?

Beermann: In der Regel pflegen Frauen ihre Eltern oder Schwiegereltern. Dafür hören sie oft auf zu arbeiten oder reduzieren die Stunden. Viele Mütter, die sich jahrelang um Kinder gekümmert und beruflich gerade wieder Fuß gefasst haben, sind mit pflegebedürftigen Angehörigen konfrontiert: Bevor sie richtig eingestiegen sind, sollen sie womöglich schon wieder aussteigen.

Ist die Verknüpfung der Pflege Älterer mit dem Thema Frauen nicht ungewöhnlich für eine Demografiebeauftragte? Viele denken da eher an leere Rentenkassen.

Beermann: Es gibt durchaus einige Demografiebeauftragte, die gleichzeitig Gleichstellungsbeauftragte sind oder vorher waren und diese Themen verknüpfen. Mir sind Geschlechter- und Generationengerechtigkeit gleichermaßen wichtig. Die übergeordnete Frage ist: Wie wollen wir miteinander leben? Was sind uns die jeweils anderen wert? Wir haben so gesehen nicht nur ein Demografieproblem: Zu viele Frauen arbeiten prekär in Minijobs oder teilzeitbeschäftigt, wir haben eine immer noch hohe Arbeitslosenquote und wir leisten uns das Ehegattensplitting. Und wir leisten uns eine Ignoranz gegenüber der Sorgearbeit im Privaten: unsichtbarer Frauenarbeit, wenig wert geschätzt und in der Regel unbezahlt. Kombiniert mit Minijobs und Teilzeit hat das ja auch die bekannten Konsequenzen für die eigene Rente im Alter.

Nun denken aber viele: Wenn Alte von Jüngeren versorgt werden, ist das besser als ein Heim.

Beermann: Wir wissen vor allem, dass es die am meisten gewollte Lösung ist: solange wie möglich zu Hause leben können und von Familienangehörigen unterstützt werden. Die bessere Lösung muss es aber nicht immer sein – wir nehmen die Überforderung Pflegender immer noch zu wenig wahr, wir stellen uns kaum dem Thema Vernachlässigung oder Gewalt in privaten Pflegebeziehungen. Und für Frauen, die die Hauptbelastung der häuslichen Pflege tragen, ist es oft gar nicht „besser“. Sie übernehmen die Hauptaufgaben, passen ihre Lebensplanung und berufliche Entwicklung den Erfordernissen an und alle anderen „helfen ein bisschen mit“ - wenn überhaupt! So stellen sich viele ja auch den Wiedereinstieg von Frauen in den Beruf vor: Die Frau steigt wieder ein, aber alles bleibt, wie es ist und die Familie kann so weitermachen wie bisher. Doch wenn die Frauen sich verändern, ändert sich das ganze System: Dann muss auch mal die Tochter den Müll wegbringen, der Sohn einkaufen

und der Mann die Wäsche machen.

Worauf legen Sie in Ihrer Arbeit als Demografiebeauftragte besonderen Wert?

Beermann: Meine Einbindung im Fachbereich „Finanzen, Kreisentwicklung und Arbeit“ und mein langjähriges berufliches Engagement für Frauen und deren berufliche Gleichstellung erlauben mir eine spezifische Schwerpunktsetzung, die ich sehr sinnvoll finde. Für mich steht fest: Ohne Antworten auf die Geschlechterfrage können wir auch die Probleme des demografischen Wandels nicht nachhaltig lösen. Frauen sind nicht nur eine Mehrheit unter den Älteren, sondern auch bei denjenigen, die Ältere zuhause unterstützen. Und da gibt es eben einen Vereinbarkeitskonflikt, den ich aus der reinen Frauenecke rausholen will: Das geht auch Männer an, die sind auch Söhne und Schwiegersöhne.

Wie weit ist das Thema in den Unternehmen verankert?

Beermann: Die Betriebe brauchen qualifizierte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, in vielen Branchen ist der Fachkräftemangel längst angekommen. Bisher geben sich viele Firmen aber noch zu wenig Mühe, Familienfrauen zurückzuholen – obwohl Studien belegen, dass es ökonomisch sinnvoll ist. Das gleiche gilt für Beschäftigte, die Ältere unterstützen oder pflegen. Bei der Vereinbarkeit von Kindererziehung und Beruf hat sich einiges getan, bei der Sorge für Ältere noch wenig. In einzelnen großen Unternehmen ist das ein Thema, in kleineren Unternehmen wird vieles informell geregelt - oder eben auch nicht. Es gibt vielfältige Instrumente wie Telearbeit oder Zeitkonten, die Unternehmen hier nutzen können. Das Thema Sorge für Ältere ist in den meisten Betrieben noch nicht angekommen. Daran arbeiten wir.

“Welcher Mann kann schon in der Skatrunde vom Windelwechseln bei seinem demenzten Vater berichten?”

Von pflegenden Männern hört man wenig.

Beermann: Darum haben wir zur Tagung auch zwei männliche Experten eingeladen. Es gibt viel mehr Männer als man denkt, die sehr wohl Pflege zuhause übernehmen, wenn sie nicht mehr im Erwerbsleben stecken. Die Zahlen bei den über 65-Jährigen nähern sich den weiblichen Angehörigen an, auch wenn insgesamt zwei Drittel der Hauptpflegepersonen in den Familien Frauen sind. Erwerbstätige Männer sind bei der Angehörigenpflege nach wie vor sehr viel seltener vertreten. Der Rollenwechsel „von der Werkbank in den Haushalt“ ist für Männer – gleich welchen Alters - nicht einfach. Welcher Mann kann schon in der Skatrunde vom Windelwechseln bei seinem demenzten Vater berichten? Männer sind übrigens eher als Frauen bereit, sich professionelle Hilfe für die Versorgung zu holen. Das hat sicher auch damit zu tun, dass die moralischen Erwartungen an sie nicht so hoch sind.

Was sind ihre Ziele über die Tagung hinaus?

Beermann: Ich gebe Impulse und sorge für die Vernetzung sehr unterschiedlicher

Institutionen, Akteure und Bürgergruppen – und dazu muss man Themen manchmal einfach anders angehen. Ein Beispiel: Bei der Frage, welche Berufschancen Frauen in den so genannten haushaltsnahen Dienstleistungen – nicht nur für Ältere - haben könnten, setze ich mich nicht nur mit Pflegeanbietern an einen Tisch, sondern auch mit Wohnungsgesellschaften oder auch ehrenamtlichen Diensten. Mir ist wichtig, die Potenziale vieler zu sehen und an Problemen zu arbeiten, die durch den demografischen Wandel beeinflusst werden. Dabei versuche ich an Lösungen mitzuwirken, die nicht auf Kosten einer Generationen oder eines Geschlechts funktionieren. Ein weiteres Beispiel: Das Bündnis für Teilzeit-Ausbildung im EN-Kreis wirbt für die seit 2005 gesetzlich mögliche Variante zur Vollzeit-Ausbildung: Vor allem junge Frauen mit Familienpflichten können so eine Ausbildung absolvieren und für ihre Kinder sorgen. Offen ist dies auch für Frauen, die nach einer Familienphase eine Ausbildung nachholen möchten. Leider ist die Teilzeitausbildung noch zu wenig bekannt. Auch hier überschneiden sich wieder mehrere Themen: bessere Jobperspektive dank Ausbildung, eine bessere Alterssicherung durch eigenen Job und Aktivitäten gegen den Fachkräftemangel in den Unternehmen, die motivierte Mitarbeiter/innen dringend brauchen.

Was halten Sie von der These „alt gegen jung“?

Das Ausspielen der Generationen gegeneinander halte ich zum Teil für politisch inszeniert. Ich stehe auf keiner „Seite“, bin keine Seniorenbeauftragte und auch nicht zuständig für die Steigerung der Geburtenrate. Für konkrete Fragen zur Pflege, zu Pflegestützpunkten oder der Versorgung im Kreis stehen meine Kolleg/innen im Fachbereich Soziales und Gesundheit zur Verfügung. Ich arbeite vor allem an Schnittstellen und sehe Vielfalt als Chance: Die Probleme des demografischen Wandels muss man mit verschiedenen Generationen und Menschen in unterschiedlichen Lebensformen bearbeiten, wenn man tragfähige Lösungen bekommen will. Mir ist wichtig, die Potenziale zu sehen, ohne die kritischen Dimensionen der demografischen Veränderungen zu bagatellisieren.

Was sind die wichtigsten Herausforderungen?

Beermann: Der Kreis hat sie in seinem Strategiepapier „Wir werden weniger, älter, bunter“ benannt: Die Einwohnerzahl sinkt, der Anteil der Älteren steigt und die Vielfalt (nicht nur) unter den Älteren nimmt zu. Menschen werden ja nicht nur alt und (eventuell) pflegebedürftig - die Lebensqualität steigt bei vielen und erst im hohen Alter entsteht die Pflegebedürftigkeit. Davor gibt es eine große Bandbreite an Lebensformen und Wünschen. Diese Alten sind eine unglaubliche Ressource für die Gesellschaft - ob sie sich nun ehrenamtlich engagieren, in Vereinen mitmischen, als Ausbildungspat/innen Jugendliche beraten oder ihr Wissen als Mentor/innen oder Seniorberater/innen bei Existenzgründungen zur Verfügung stellen. Man muss allerdings mehr als früher dafür sorgen, dass die Generationen sich begegnen, gegenseitig unterstützen und ihre Erfahrungen und Kompetenzen wertschätzen. Die Integration unterschiedlicher Lebensformen und Kulturen ist eine weitere zentrale Herausforderung. Dass ich die Frage nach Geschlechtergerechtigkeit für eine der relevantesten gesellschaftlichen Herausforderung halte, habe ich ja bereits erläutert.

Zum Thema Wohnen gibt es ein Projekt im Kreis.

Beermann: Die Veranstaltungsreihe "WoGEN" - Wohnen für Generationen im EN-Kreis - haben Verwaltung und Volkshochschule Ennepe-Ruhr-Süd federführend entwickelt, unter anderem zusammen mit Wohnprojekten, Wohnungsunternehmen, den Städten Witten und Hattingen und der Stiftung trias für Wohnen, Bauen und Ökologie. Erstaunlich war für uns, wie viele Menschen es hier gibt, die im Alter nicht als Single oder Ehepaar, sondern mit anderen zusammen wohnen möchten. Einige wollen reine Altenwohngemeinschaften gründen, aber die meisten möchten mit verschiedenen Generationen zusammen wohnen. Die Auftaktveranstaltung war überraschend gut besucht, wir haben dann mit großer Resonanz Folgeveranstaltungen zu unterschiedlichen Schwerpunkten gemacht - zum Beispiel zur Stadtentwicklung. Es geht uns nicht nur um Wohnprojekte, sondern um weitere Aspekte: Wie wollen wir miteinander im Alltag umgehen? Wie wollen wir das Zusammenleben jetzt und im Alter gestalten? Wie wollen wir unsere Städte und Quartiere entwickeln? Dazu gehören ganz unterschiedliche Akteure - die Gruppen, Politik und Verwaltung, Banken, Wohnungsgesellschaften, Mietervereine. Die wollen wir mit ins Boot holen.

Wie handhaben Sie das beinahe uferlose Thema Demografie?

Beermann: Man muss aufpassen, sich nicht zu verzetteln, aber es ist nun mal ein Schnittstellen-Thema. Alles hat miteinander zu tun: Die Vereinbarkeit von Pflege und Erwerbstätigkeit hat mit Wohnprojekten zu tun, aber auch mit dem Wiedereinstieg von Frauen ins Erwerbsleben. Es gibt einen größer werdenden Seniorenmarkt, aber der entwickelt sich nicht von allein. Da ist Unterstützung notwendig, weil nicht jeder bereit oder in der Lage ist, für z.B. haushaltsnahe Dienstleistungen zu zahlen. Ich will das Beispiel hier nicht weiter vertiefen, man kann dazu ja die Pilotstudie des „Netzwerk W(iedereinstieg) EN“, „Belastbare Pionierinnen gesucht“, lesen. Es zeigt aber, was mir wichtig ist: Impulse für Kooperationen und Synergien zu geben, die es so noch nicht gibt oder die unterentwickelt sind. Und dann kann ich das Thema auch wieder loslassen, wenn andere sich kümmern.

Was bedeutet Erfolg für Sie? Ist eine Demografiebeauftragte erfolgreich, wenn mehr junge Familien zuziehen?

Beermann: Für mich ist klar: Familienfreundlichkeit ist ein Standortfaktor für Unternehmen und Beschäftigte und sorgt dafür, dass Familien sich in einer Region wohl fühlen, dort wohnen bleiben oder hinziehen. Aber mit Familien sind ja nicht nur Eltern mit kleinen Kindern gemeint, sondern auch Alleinerziehende oder Ältere. Ich persönlich finde Monokulturen nicht sehr attraktiv: Weder Sun-Cities als Altenghettos noch Städte, die nur auf Kinder ausgerichtet sind. Mir liegt die Balance zwischen Generationen, Lebensformen und Kulturen am Herzen – und das Thema Geschlechtergerechtigkeit.

Interview: Cornelia Benninghoven (www.ideen-texte-moderationen.de), Juli 2009

Kontakt: Christa Beermann

Hauptstr. 92, 58332 Schwelm. Tel.: 0 23 36/93 22 23,

Ennepe-Ruhr-Kreis Mail: C.Beermann@en-kreis.de; www.en-kreis.de, Stichwort Demografie

